

zur

Allgemeinen Moden=Zeitung.

Walter.

Eine Erzählung.

Von

Arthur Stahl.

1.

Heimath.

Kennst Du den Harz, lieber Leser? Dann läßt Du Deine Erinnerungen vielleicht gern noch einmal hinüberschweifen und an den Plätzen ausruhen, die Dir lieb waren. Es überkommt Dich wohl auch ein Gefühl der Dankbarkeit für die Erfrischung an Geist und Körper, die Dir nach einem Jahre der Arbeit und des Actenstaubes oder der Krankheit und Verstimmung Waldschatten und tanzende Quellen freigebig zulächelten.

Noch wohler würde Dir einige Jahrzehende früher dort gewesen sein, ehe noch Alles so übercultivirt war und man an einzelnen Punkten zu der Meinung kommen konnte, es sei das Berliner Geheimrathsviertel verlegt oder alle Welt bedürfe blauer Brillen...

Der Harz glich damals einer Jungfrau in voller Jugendschöne, noch unberührt von den begehrlischen Blicken vieler, und wer sich den Weg zu ihrem Herzen, den lauschigen Waldwiesen, suchen wollte, durfte Gestrüpp und abwehrende Dornen nicht scheuen. Hatte er ihn gefunden, so konnte er sich getrost sagen, daß es vor ihm noch Keinem vergönnt war diesen geheimen Herzschlag zu belauschen.

Die bekannten Orte waren wie immer sehr besucht, aber diese einfache Erzählung hat für jetzt nichts von ihren Schönheiten zu berichten, sondern muß den Leser bitten ihr in ein kleines Haus zu folgen, dessen Einwohner wenig von den fashionablen Reisenden wissen.

Es liegt in der nördlichen Ebene des Harzes und bildet mit seinen Gehöften das Borwerk eines größeren Gutes, gegen dessen stattliches Wohnhaus es gewaltig contrastirt. Nicht weil es klein — wie manche Idylle feiert ein weißes, rebenumkränztcs Häuschen! — sondern weil seine Physiognomie noch grauer und mürrischer ist als die des alten Uranus, der in einiger Entfernung am

Eingang des Parkes sitzt und mit marmorner Gleichgiltigkeit auf die ewig junge Welt blickt.

Das Pächterhaus ist von einem Gärtchen umgeben, das aber für die heutigen Fortschritte der Gartenkunst keine Belege liefert, wenn man nicht einige Duzend Spielarten Kürbisse dahinrechnet, welche seine Hauptzierde ansprechen.

Vor der Gitterthür liegt ein großer Hund an der Kette, der häufig anschlägt. Man ist im Zweifel warum, denn der Hof ist ganz still und es kommt Niemand. Vielleicht wünscht Phylax, eins von den Kindern, deren helle Stimmen aus der offenen Hausthür schallen, möchte herauskommen. Sie sind im Wohnzimmer um die Mutter versammelt — viele kräftige Ranken für einen so zarten Stamm.

„Still, Kinder!“ flüstert sie.

Der Kleine in ihren Armen schlägt immer wieder die hellen Augen auf und greift mit den Händchen nach ihrem Gesichte. Sie geht auf und ab und summt ein altes Lied. Die Kinder schleichen auf den Zehen, sprechen einige Minuten leise bis sie es vergessen und ihre Stimmen wieder frisch hinaus-schallen. Ihr Klang ist das einzige Heitere in diesem Zimmer, alles Andere redet von einer Vergangenheit, die besser war. So verblichen sind die Farben, so zertreten die Blumen des Teppichs, so ermattet das Gesicht der Mütter! —

Der Kleine schläft, sie hat sich niedergesetzt und arbeitet. Die Kinder spielen im Garten, es beginnt zu dämmern. Sie sieht auf nach der Uhr. Das Glas ist gesprungen, sie muß aufstehen, um den Zeiger zu sehen, ach und die Rosen, mit welchen die bronzenen Horen ihre Stunden bekränzen sollten, sind lange verwelkt und umher gestreut.

Als sie aus dem Fenster in den Garten blickt, sind die Kinder nicht mehr allein, ein Mann läßt sich von ihnen helfen Kürbisse aufzubinden. Die Pflege dieser edlen Früchte scheint ihm sehr angelegen zu sein. Er ist von sehr langer hagerer Statur; es macht den Eindruck als wäre er stets im Wachsen. Der Ausdruck seines Gesichts ist heiter, sonst ist darin weiter nichts auffallend als ein merkwürdig großer Mund und die Augenbrauen, welche um drei Linien zu hoch sitzen, was ver-

ursacht, daß er zu den einfachsten Dingen verwundert aussieht.

„Ohnesorg, bist Du wieder da?“ sagt seine Frau aus dem Fenster.

Er richtet sich auf und nickt ihr zu. So — nun ist der letzte hohle Kopf gestützt und er geht zu ihr hinein.

„Ich habe so oft nach Dir geschickt, lieber Mann.“

„Ach, liebe Frau, Herr von Kleist wünschte, daß ich seinen angekommenen Gästen das Gut zeigte. Er ist krank. Ich habe sie umhergeführt und ihnen Ausichten gezeigt — delicate Ausichten. Einer der Herren war so entzückt, daß er mir sogleich einen gewissen Riesenfürbis versprach, den nur er allein zieht. Warum hast Du nach mir geschickt, liebe Anna?“

„Die Heuer fragten an, ob sie heute Nachmittag einfahren könnten, es wär' ein so schöner Tag.“

„Es werden schon noch mehre gute Tage kommen, Frauchen. Vielleicht ist morgen meine Anwesenheit oben nicht so wünschenswerth.“ Er betrachtet den Himmel. „Es wird doch heute keinen Hagel geben? — nein, die Wolken ziehen vorüber.“ Darauf reibt er sich vergnügt die Hände, bürstet sich sorgfältig das Haar, lächelt seine Zungen zufrieden an und klopft seiner Frau auf die Schulter. „Nun will ich wieder gehen, liebe Anna, damit die Gesellschaft nicht auf mich wartet.“

„Ich hoffte, Du bleibst heute Abend bei uns,“ sagt sie.

Herr Ohnesorg sieht sie an und macht plötzlich ein sehr bestürztes Gesicht.

„Anna, was fehlt Dir? Du siehst so traurig aus, bist Du krank? — Wie Du mich erschreckst! Ich bitte Dich, rede.“

„Ja, ich möchte mit Dir sprechen, denn mir liegt eine Sorge schwer auf dem Herzen,“ sagt sie tief athmend. „Morgen wird Walter aus der Schule entlassen; was soll dann aus ihm werden?“

„Das ist es nur, liebe Frau?“ entgegnet Herr Ohnesorg und erholt sich von seinem Schreck. „Bade ihm einen Kuchen. Die Kinder sollen einen vergnügten Tag haben. Und Du, beruhige Dich, ich habe schon für ihn gesorgt.“

Frau Anna horcht gespannt auf und ihr Mann lächelt geheimnißvoll. „Ich wollte Dich damit überraschen, Annchen, aber da Du Dir Sorge machst, will ich es Dir nicht länger vorenthalten. Ich habe meinem ältesten Bruder angeboten ihm den talentvollen Knaben zu überlassen. Es wird ihm gewiß große Freude machen, und er in seinen großen Fabriken die passendste Beschäftigung für Walter ausfinden.“

Frau Ohnesorg macht ein sehr enttäushtes Gesicht. Herr Ohnesorg bemerkt es nicht, weil er sich lächelnd zur Wiege gewandt hat.

„Den kleinen Schelm da habe ich für meinen jüngsten Bruder bestimmt. Es wird uns freilich schwer werden ihn fortzugeben, aber wenn es sich um das Glück der Kinder handelt . . .“

Der Kleine schläft ahnungslos in die verheißene Zukunft hinein. Es schlägt sieben. Herr Ohnesorg bereitet sich mit einer gewissen Unruhe zum Fortgehen.

„Wer nur den lieben Gott läßt walten,“ spielt die Uhr, was sehr erbaulich geklungen haben würde, wenn nicht einige fehlende Stifte den Schluß jeder Strophe unterbrochen hätten.

„Anna, mache Dir keine Sorgen,“ sagt der Mann noch einmal; „die Hilfe kommt oft über Nacht und Heiterkeit macht Alles leicht. Sei heiter! Die Höflichkeit erfordert, daß ich jetzt gehe, sonst bliebe ich. Herr von Kleist wünscht, daß ich Ananas schäle. Adieu!“

In der Hausthür traf er auf seinen ältesten Knaben, der aus dem nahen Städtchen kam, wo er in die Schule geht.

Annas Züge erheiterten sich sogleich als sie ihn erblickte.

„Mutter,“ ruft er ihr athemlos zu, während er sein Känzchen abwirft, „ich habe ein Panorama gesehen! Der Herr Rector hat mich mitgenommen. Paris, London, Chinesen, Schiffe! Mutter, das Panorama — das Panorama . . .“

Die Kinder starren ihn voll Bewunderung an während er ihnen weiter erzählt von der neuen Welt, die sich ihm aufgethan hat, bis sie ihr Abendbrot gegessen haben und eins nach dem andern staunend einschlafen.

Mutter und Sohn sind allein. Sie hat mit Blick und Wort seine Freude getheilt und ihm die glühenden Wangen gestreichelt. Sie sitzen einander am runden Tisch gegenüber; die Lampe steht zwischen ihnen. Er hat ihre Züge, aber während um ihren Mund ein mattes trauriges Lächeln spielt, steht auf seinen frischen Lippen Muth und Lust, ja es könnte Trost sein, wenn die lichtbraunen Augen nicht gar so freundlich lachten.

„Mutter, war nicht mein Großvater auch in London?“ fragte er.

„Ja, Walter, in seiner Jugend. Er hat fast so viel von der Welt gesehen als Du heute im Panorama.“

Die Augen des Knaben bligten. „Erzähle mir vom Großvater, Mutter. Ich glaube ich würde ihn sehr lieb gehabt haben, wenn ich ihn gekannt hätte,“ setzte er lebhaft hinzu.

„Und er Dich,“ denkt seine Mutter. „Mein Großvater schickte ihn nach England, um das Maschinenwesen kennen zu lernen und von da trieb es ihn weiter und weiter, bis er zurückkam und sich einen Namen und eine Stellung erwarb.“

„Warum kann ich das nicht auch, Mutter? fragte der Knabe schnell.“

Sie sah ihn traurig an. „Mein Vater war der einzige Sohn seiner Eltern und sie konnten ihm alle Mittel gewähren sich Kenntnisse zu erwerben. Wir, lieber Walter, haben für Dich nur Wünsche und Hoffnungen.“

Wie hoffnungslos das Wort klang! Er hat sie noch vieles gefragt ehe seine Aufregung ihn an Ruhe denken ließ. Nun ist sie ganz allein und nur die leisen Athemzüge der schlafenden Kinder durchziehen das stille Gemach. Sie legt den Kopf auf den Rand der Wiege. An dieser heiligen Stelle hat sie ihr Herz durchforscht nach seinen Irrthümern zu tausendmalen; hier hat sie es gereinigt von Eitelkeit und Selbstsucht und es endlich ganz hingegeben in Liebe und Opferfreudigkeit. Ein unschuldiges Kind ist ein strenger Richter, wenn es auch lächelt im Schlafe, während die Mutter bitterlich weint.

Oben im Schlosse ist die Scene indessen um Vieles heiterer. Im eichengetäfelten Speisesaale sitzen vier Herren. Das Mahl ist vorüber. Die silbernen Schalen mit Früchten und Desserts werden fortgenommen und die Herren beginnen den feinen Duft der Havanna einzuziehen. Der Wirth ist noch leidend, aber man würde es seinem sonngebräunten Gesichte nicht ansehen, wenn nicht der Bediente bemüht wäre den kranken Fuß in eine bequemere Lage zu bringen. Zurückgelehnt im Armstuhl hält seine weiße Hand den Fuß des Glases und läßt den unberührten Inhalt im Lichte funkeln. Seine Gäste sind Grundbesitzer aus dem Unterharz, die von Paris zurückkehren und viel Interessantes von der Industrieausstellung erzählen.

Herr Ohnesorg sitzt in unmittelbarer Nähe eines mächtigen Eisbehälters.

„Hüter des Graals, füllen Sie die Gläser!“ ruft Herr von Kleist. „Meine Herrn, auf den Fortschritt der Industrie auch bei uns!“

Herr Ohnesorg schwingt den silbernen Löffel mit so viel Bedacht als diente er wirklich einer heiligen Sache. Er ist still vergnügt und spricht nicht viel, außerdem beschäftigt ihn sein Gönner fast unaufhörlich.

„Können Sie, im Fall ich morgen noch verhindert bin auszugehen, den Herren wieder als Führer dienen, lieber Ohnesorg?“ fragt Herr von Kleist.

Ein unverständliches Gemurmel von Heu geht der höflichen Versicherung voraus, daß es ihm eine große Ehre sein werde zu thun wie Herr von Kleist wünsche. Und da indessen die Uhr Zwölf geschlagen hat, empfiehlt er sich dem geneigten Wohlwollen und verschwindet.

„Ein heiterer Famulus!“ lacht einer der Herren.

„Bequem und zu Allem zu gebrauchen,“ sagt Herr von Kleist. „Mir schmeckt der Wein nicht allein.“

„Ist er in Ihren Diensten?“

„Einer meiner Pächter. Leider geht dem armen Schelm die Wirthschaft so zurück, daß sie ihm nächstens die Pacht nicht mehr tragen wird.“

Der Bediente hat indessen die Kerzen für die Herren angezündet, sie wünschen gute Nacht und Beförderung.

Der Morgen bricht an, ein Morgen so grau wie die Langeweile eines Sonntag-Nachmittags in England. Schon seit Mitternacht hatten die vereinigten Wolkenmassen begonnen ihre nasse Bestimmung zu erfüllen. Tröpfelnd standen die Bäume, schwankend die Pflanzen und Ströme von Thränen rannen in den Bart des alten Hundes.

Im Pächterhause ist schon Alles wach. Herr Ohnesorg steht am Fenster und sieht von dem Thermometer links nach dem Barometer rechts. Der Zipfel seiner Schlafmütze hängt traurig herab. Seine Gattin besorgt ihre häuslichen Geschäfte noch stiller als sonst.

„Kannst Du nicht warten, lieber Walter, bis der Regen nachläßt?“ fragt sie ihren Knaben, der eilig sein Känzlel nimmt, um nach der Schule zu gehen.

„Ich fürchte mich nicht vor dem Wetter,“ sagt er lachend und fort ist er.

Sie sieht ihm nach wie er die Schiefertafel über den Kopf haltend durch den Garten läuft. Im Vorbeigehen erhält Phylax einen freundschaftlichen Klapp und er sieht ihm auch nach, bis seine Ohren naß herabhängen und vom Dach seiner Hütte ein Gießbach auf seine breite Nase fällt. Walters Geschwister finden den Regen so lustig, daß sie sich nicht enthalten können eins nach dem andern aus dem Hause zu springen und einmal durch den köstlichen großen See zu waten, der sich mitten im Garten gebildet hat.

Die Gatten haben noch nicht viel mit einander gesprochen. Wahrscheinlich beschäftigt sie Beide derselbe Gedanke an die verdorbene Heuernte; aber der Verlust ist so klar, daß sie nicht erst nöthig haben sich darüber Mittheilungen zu machen. Indessen scheint Herr Ohnesorg doch diese Absicht zu haben, denn er hat seinen Kopf mehrere Male hastig nach seiner Frau umgedreht, als es klopft und der Briefträger eintritt. Herr Ohnesorg bemächtigt sich hastig des Briefes.

„Von Braunschweig?“ Ja, von Braunschweig. Das ist ein Sonnenblick durch Regenwolken. Seine Miene hellt sich auf und er wirft seiner Frau einen Blick zu, in welchem sich würdig zurückgehaltener Triumph ausspricht. Aber warum öffnet er den Brief nicht sogleich? Um die Vorfreude länger zu genießen? Um sich zu gra-

tuliren, daß er auf einen so glücklichen Einfall gekommen ist? Er spricht sich nicht darüber aus, gewiß ist aber, daß er ausgedehnte Vorbereitungen macht den Eindruck voll zu empfangen. Er schiebt die Kinder hinaus, damit sie keinen Lärm machen; er stellt die Uhr fest, welche eben in früher Morgenstunde, wo andere Stimmen heiser sind, hell und klar beginnt: „den wird er wunderbar erhalten,“ setzt sich, richtet den Zipfel seiner Nachtmütze auf und löst das Siegel. Es vergehen lange zehn Minuten; die Augen seiner Gattin ruhen auf seinen Zügen. Erst sind sie sonnig, dann wie der Morgen draußen, endlich wie zu Eis erstarrt, und die Augenbrauen sitzen höher als je. In diesem Stadium blickt er unverwandt vor sich hin, bis sein Kopf auf eine Seite fällt wie ein Kürbis, der seiner Stütze beraubt, und der Brief aus seinen Händen auf die Erde.

Anna hebt ihn auf. Er enthält nur wenige Worte. Sie liest:

Lieber Bruder.

Wer viele Kinder hat, muß für viele Kinder sorgen. Laß Deine Söhne etwas lernen und wäre es nur ein Handwerk, so will ich später sehen, ob ich ihnen nützlich sein kann. Versuche nur einmal ernstlich Dich aufzuraffen. Gott befohlen!

Oswald.

Der Brief macht auf sie einen andern Eindruck als auf ihren Gatten. Ihre Erwartung war gering, darum ist es ebenso ihre Enttäuschung. Sie ist gebeugt, aber nicht fassunglos. Inmitten der stets wachsenden Sorgen um die Ihrigen sind ihre Kräfte aufgerieben, aber nur bis zur Resignation; den Stolz der Unabhängigkeit hat sie sich bewahrt. Sie weiß, daß sie lieber mit ihrer Hände Arbeit das drohende Unheil abgewandt als die Bitte ausgesprochen hätte, welche diese Antwort erhalten hat. Nur zu oft hat ihr Gatte gegen ihren Wunsch fremde Hilfe in Anspruch genommen, ach und sie allein konnte doch nicht helfen, weil die steten Sorgen der Mutterschaft auf ihr lagen. Armes Weib! Wie das mißhandelte Selbstgefühl ihre bleichen Schläfe glühen läßt!

Indessen ist in Herrn Ohnesorg Leben und Bewegung wiedergekehrt. Mit hastigen Schritten durchmisst er den beschränkten Raum und stößt im Vorbeigehen an das Schaukelpferd, welches im Wege steht, daß es sich hastig bewegt.

„Habe ich nicht stets gesagt, daß wir zum Unglück bestimmt sind! Ich soll mich aufraffen? Hinraffen wird mich mein Schicksal. Jede Heuernte verregnet mir. Jeder Hagelschlag trifft mich. Jede Feldmaus kommt auf meinen Acker.“ Er stößt sich auf den Kopf des Schaukelpferdes, welches sich beruhigt.

„Wie können diese Brüder sich herausnehmen, mir gute Lehren zu geben. Was haben sie vor mir voraus? Sind ihre geachteten Eltern nicht meine geachteten Eltern? Haben wir

nicht dieselbe Erziehung genossen? Ich, der Enkel eines Präsidenten, der Sohn eines Geheimraths, sollte meinen Sohn Schneider werden lassen oder was sonst mein Bruder unter Handwerker versteht? Nimmermehr! — Lieber will ich die Beute des nächsten Hagelschlags werden. Ohnesorg — Name — wie höhnt Du mich!“

Anna hat ihrem Gatten geduldig zugehört, aber noch kein Wort erwidert. Rath und Entschluß müssen von ihr kommen, das fühlt sie wohl, aber ehe sie ihn ertheilt, will sie ganz einig sein mit sich. Ihr entlockt die drohende Gefahr keine Ausbrüche der Verzweiflung mehr, weil sie dieselbe stets vor Augen hat und den Gedanken daran nicht fortschieben kann wie ihr Gatte. Grausamere Bilder haben die schwarzen Schatten ihrer schlaflosen Nächte vor ihr heraufbeschworen: Wie sie mit Mann und Kindern fortwandert von Haus und Hof, wie sie elend und todtmatt hinsinkt und doch in ihrer heißen Liebe noch Muth findet zum Leben.

Nach langem Schweigen richtet sich Herr Ohnesorg auf.

„Herr von Kleist wünschte,“ sagt er mit gebrochener Stimme, „daß ich heute seinen Gästen“

Anna unterbricht ihn sanft:

„Wir dürfen jetzt nicht daran denken, lieber Mann, was Herr von Kleist wünscht sondern was unsere Kinder fordern. Walter verläßt heute die Schule; dann dürfen wir keinen Tag verlieren ihm weiter zu helfen.“

Sie blickt zu ihrem Gatten auf, er sieht bejammernswerth aus.

„Glaubst Du, daß unsere Verhältnisse uns gestatten werden ihn einen Beruf ergreifen zu lassen, welcher der Stellung unserer Verwandten entsprechend wäre?“

Herr Ohnesorg schweigt.

„Dann erscheint mir der Rath Deines Bruders, Walter Handwerker werden zu lassen, sehr vernünftig, lieber Mann.“

„Schneider? Das hieße mich bei langsamem Feuer braten. Weib, wie kannst Du das von mir verlangen?“

„Das verlange ich ja auch nicht,“ sagt sie traurig lächelnd, „aber giebt es nicht höhere Berufswege, denen ein Handwerk zu Grunde liegt? Wenn wir ihn zum Beispiel Schlosser werden lassen?“

Herr Ohnesorg findet Anfangs Vieles dagegen zu erwidern, endlich aber geht er auf den Vorschlag ein und erklärt sich bereit sich noch denselben Tag in Ilfenburg um eine Stelle für Walter bemühen zu wollen.

Wieder ist es Abend geworden und wie gestern sitzen Mutter und Sohn zusammen in dem stillen Zimmer. Sie hat ihm den gelungenen Erfolg von seines Vaters Bemühungen mitgetheilt und er ist lebhaft erregt, wie immer wenn sich ihm etwas Neues bietet.

Aber das ist es nicht was ihre Wangen fiebernd färbt; zum ersten Male hat sie es über sich vermocht das Herz ihres Kindes mit einem Theil der Sorge zu beschweren, welche auf ihr lastet. Nicht weil sie zu schwach war sie allein zu tragen — was hätte sie darum gegeben ihn schonen zu können! — sondern weil ihre letzte Hoffnung sich in dem heißen Wunsche concentrirt seine junge Seele zum Muth und zur Thatkraft anzuspornen. Mit zitternder Stimme und niedergeschlagenen Augen hat sie es gethan als wäre es das Bekenntniß eigener Schuld. Die Ansprüche der eignen Geburt und Erziehung, welche sie längst für begraben hielt in allmähligem Entsagen, stehen wieder fordernd auf, nun es sich um die Zukunft ihres Sohnes handelt und bewirken, daß sie fast unerträglich leidet in Kopf und Herzen.

Walter begreift den Kummer seiner Mutter nur, weil er sie traurig sieht. Wenn er bis jetzt ein Ziel zu erreichen wünschte, so hatte er es versucht und es war ihm gelungen. Das hatte ihm Zuversicht in seine Kraft gegeben und die Lust zum Leben höher angefacht als es die Fülle der Gesundheit allein hätte thun können.

Die Welt war für ihn kein bestimmter Begriff, denn er kannte von ihr nur die Scholle, auf welcher er geboren war. Er sah sie wie in einem Zauberspiegel bevölkert von tausend Gestalten, die ihm zulächelten wie so Mancher es gethan hatte. Im Vordergrund aber stand das Ideal seines Lebens — sein Großvater. Nicht allein mit den vortrefflichen Eigenschaften, welche seine Mutter erwähnte, hatte er diese Gestalt geschmückt; all die stolzen Ritter seiner Bilderbücher, ja selbst die trojanischen Helden, von denen der Herr Rector ihm erzählt hatte unter dem großen Birnbaum im Schulgarten, mußten ihm Stoff liefern.

Was seine nächste Zukunft betrifft, so ist er weit entfernt es als eine Erniedrigung zu betrachten, daß er Schlosser werden soll. Bis jetzt hat er gelernt; nun lustig auf den Ambos geschlagen, daß die Funken umhersprühen! Und dann die hübsche grüne Blouse, an der die Mutter eben näht! Sie wirft sie ihm über.

„Sie ist zu lang,“ sagt sie lächelnd und streicht ihm die Locken zurück, die ihm über das Gesicht gefallen sind. Walter streckt seine geschmeidigen Glieder so lang er kann, aber sie bleibt zu lang. Der kleine Bursche muß noch tüchtig wachsen. Und er sieht aus als hätte er die Absicht schnell zu wachsen in Allem was seiner Mutter Freude machen kann. Wie zärtlich blickt sie ihn an, wie drückt sie ihn an sich, wie rinnen ihr die hellen Thränen über die Wangen!

Als er eine brennend heiße auf seiner Schläfe fühlt, tritt er zurück aufs Aeußerste erschrocken.

„Warum weinst Du, Mutter? Habe ich Dir weh gethan?“

„Nein, Walter. Es sind unnütze Thränen; ich weiß, daß Du meine Stütze bleiben wirst und meine Hoffnung.“

„Ja, Mutter, das will ich!“ ruft der Knabe so voll frischen Muthes, daß sich ihr banges Herz daran aufrichtet wie an der Verheißung einer bessern Zukunft.

Ilfenburg im Winter muß recht unfreundlich sein, denkst Du wohl, schöne Leserin, und drückst Dich fester in den weichen Sessel am Kamin. Hättest Du aber einmal den Muth der Kälte zu trotzen, so würdest Du staunen über die Pracht eines Wintertages im Gebirge. Wenn Schnee liegt und über Nacht der Himmel klar geworden und Raufrost gekommen ist, dann haben Bäume und Sträucher einen Festschmuck angelegt der seltensten und köstlichsten Art. Ganz bedeckt bis in die feinsten Spitzen ihrer Aeäste sind sie von dem weißen Flaum. Jedes Federchen erstarrt zum glänzenden Krystalle. Jeder Halm trägt ein Kränzchen von Brillanten. In weiße Mäntel gehüllt stehen die Bergkuppen und auf der höchsten hebt sich scharf aus dem blauen Himmel ab das schwarze Kreuz des Ilfensteins. Die Ilse, der unbändige Wildfang, wäre fast zum Stehen gebracht; desto toller genießt sie ihre Freiheit über Eisstücke und Gestein springend. Hier ist sie jung, unten im Thal muß sie bedächtigt werden und Werkeltagarbeit thun.

Das erste Haus, welches der Bach im Thal begrüßt, ist eine Schmiede. So schwarz liegt sie da auf der hellen Fläche, daß der Schnee herum sich grau färbt als ob er sich des Contrastes schäme. Auf jedem kleinen Vorsprung des Daches, der Fensterläden, der Räder, Pflüge und Ackergeräthe, die umher stehen, hat er sein Plätzchen gesucht und rieselt in feinen Flocken nieder, wenn es ihm die schwagenden Sperlinge streitig machen.

Obwohl es Sonntag ist, wird in der Schmiede munter gehämmert, so daß oft die rothen Funken aus der offenen Hausthür zischend in den Schnee springen. Endlich hat der junge Arbeiter den letzten Schlag an der Arbeit gethan, die von der Woche übrig geblieben ist und tritt hinaus seine Arbeit zu betrachten. Walter ist's. —

Ein halbes Jahr tüchtiger Arbeit hatte seine Wangen noch höher gefärbt, seine Augen noch lichter gemacht und auch die Blouse war ihm nicht mehr zu lang.

Einige Bauersleute, die in ihrem Sonntagsstaate vorüberkamen, traten zu ihm an die Thür. Sie wollten von dem Tode seines kürzlich verstorbenen Meisters hören und wie das so schnell und unerwartet gekommen sei. Walter erzählte mit betrübtem Herzen und fügte

hinzü, daß der Geselle und die Frau Meisterin das Geschäft fortsetzten.

„Der brave Mann!“ sagten die Bauern kopfschüttelnd, indem sie weiter gingen.

Der Geselle und die Frau Meisterin hatten sich schon sehr gut verstanden als noch der kranke Mann auf dem Siechbette lag und oft hatte sich die Frau Meisterin draußen zu schaffen gemacht und Walter hineingeschickt, daß er sich anstatt ihrer an das Lager setze. Der Kranke war immer sehr zufrieden gewesen mit Walters Gesellschaft und hatte ihm viel erzählt von seinen Wanderungen und Schicksalen. Es hatten ihn überhaupt Alle gern in der Schmiede, weil er so freundlich und gefällig war. Auch heute hatten ihm Geselle und Meisterin das Häuschen allein überlassen und die Obhut über das Kindchen der Meisterin dazu.

Er schloß die Hausthür und trat in die Stube. Da lag die kleine Else wachend in der Wiege und sah ihn lächelnd an. Er dachte an seine Mutter und sein Brüderchen zu Haus, trat an die Wiege, versuchte die Kleine heraus zu nehmen und es ging. Die kleine Else war so zart und schneebleich, aber sie fürchtete sich nicht im Mindesten vor dem schwarzen Mann, sondern beruhigte sich augenblicklich.

Walter fühlte sich stolz, daß er ein menschliches Wesen in der Welt zu schützen hatte und wünschte, es möchte irgend eine Gefahr geben, aus der er sie befreien könnte. Aber für die kleine Else gab es keine größere Gefahr als das schlechte Beispiel ihrer Mutter und das verstand sie zum Glück noch nicht. Doch zog sie ein Trieb von ihr fort zu Walter. An seinem Finger lernte sie zuerst das Gehen, seinen Namen sprach sie zuerst, sie hing sich an ihn wo sie ihn erblickte.

So verging ein Tag nach dem andern und jeder brachte frische Thätigkeit, müde Arme und gesunden Schlaf. Als aber Walter die einfachen Arbeiten, welche in einer Dorfschmiede gefordert werden, wie oft schon gemacht hatte, begann er zu fühlen, daß die Freude am Gelingen sich verringerte. Er machte sich Vorwürfe darüber, aber es half nichts, sobald er eine Sache vollkommen erlernt hatte, langweilte sie ihn. Der Geselle begriff das nicht, denn bei ihm war es gerade umgekehrt. An Sonntagen suchte Walter seine Schulbücher wieder hervor, aber er konnte sie auch alle auswendig. Nur ein kleiner Grundriß der Mathematik, den der Rector mit ihm, als dem befähigsten Kopfe seiner Schuljugend, durchgenommen hatte, fesselte ihn, wenn er auch der Gesell geradezu alles für Unsinu erklärte was man nicht auf den Ambos legen und tüchtig verhämmern konnte.

Der Schnee schmolz und stürmte mit den Sießbächen rauschend ins Thal, düster und schweigend standen

die Wälder, nur dann und wann ein Schuß oder das heifere Geschrei einer Krähe. Nebel und Regenwolken hingen tief hernieder und ließen Himmel, Berg und Thal in Eins verschwimmen. Und gerade in dieser trübsten Zeit beginnen die Knospen zu schwellen und der Saft zu pulsiren.

Auch über den Knaben war eine trübe Zeit gekommen. Er träumte, er sann und hoffte, er wußte selbst nicht auf was. Wohl fiel es ihm oft in diesem Alter der Offenbarungen wie Schleier von den Augen und es eröffneten sich ihm weite Fernsichten, aber sie verdichteten sich wieder wie die Nebel auf den Bergen. Die Knospen drängten hervor, aber der Frühling zögerte das Zauberwort zu sprechen.

So oft Walter nach Hause gekommen war, hatte er sich vorgenommen der Mutter seine Kümernisse mitzutheilen, aber mit jedem Male war sie ihm bleicher erschienen und besorgter um ihn, und er hatte es nicht über sich vermocht. Und doch würde ihn seine Mutter am besten verstanden haben, denn ihre Worte und ihr Einfluß hatten den Samen gestreut, der zu Keimen begann.

Die Vögel kamen, die Blumen und endlich auch Gäste von nah und fern, vornehme Leute mit vielen Töchtern und mit Bedienten, stodig gewordene Leute, die sich der Sonne aussetzen wollten, Blasirte, die Naturwüchsigkeit suchten und einige Wenige von Sehnsucht getrieben....

So oft Walter das Rollen eines Wagens hörte, welcher Fremde brachte, konnte er sich nicht enthalten an die Thür zu treten und ihm nachzusehen. Es war für ihn ein Ton aus dem Geräusch der großen Welt, welcher Jene entflohen und die ihn so geheimnißvoll anzog. Um das Ankommen beneidete er sie nicht, aber um das Abreisen ach wie sehr! Dann pflegte er zurückzutreten und eine Weile so eifrig zu arbeiten als wolle er die Gedanken tothhämmern, die ihn quälten. Es stahl sich auch wohl aus dem übervollen Herzen eine Frage über seine Lippen, ob es denn seinen rothlodigen Gefährten auch so übermächtig hinaus zöge? Der aber sah im Häuschen umher, ins Wohnstubenfenster, an welchem der Kopf der Meisterin sichtbar war und in den Rauchfang hinauf, der voll Würste und Speckseiten hing und meinte, in der Heimath wäre es warm und gut und da wüßte man was man habe.

Die Wanderlust! Woher stammt sie? Vielleicht kann der Mensch darauf nicht besser antworten als der Vogel, aber Beide müssen ihr folgen, bewußt und unbewußt.

Eines Tages, als Walter vor der Thür beschäftigt war, rollte eine mächtige Kutsche heran. Walter sah noch nichts dergleichen. Waren die Schrauben rostig geworden oder auf dem steinigem Wege losgegangen, kurz, als er

in gleicher Höhe mit der Schmiede erschien, sah Walters scharfes Auge, daß eins der Räder im Begriff sei abzurollen. Schnell wie der Blitz sprang er hinzu, rief den Kutscher an, welcher sogleich hielt und stemmte sich gegen den Wagen.

Drei Gesichter sahen erschrocken aus dem Fenster desselben: ein würdiger alter Herr mit weißer Halsbinde, eine Dame und ein junges Mädchen mit schwarzem Lockenkopf. Diese Letztere wartete nicht bis Walter den Tritt herabließ, sondern sprang mit gleichen Füßen auf die Erde und besah sich das Unheil.

„Siehst du, Papa!“ rief sie, „hätten wir den Wagen zurückschlagen lassen, so hätte ich es früher bemerkt.“

„Es konnte regnen, liebe Tochter,“ antwortete der alte Herr und sah nach den Regenschirmen im Fond. Dann nahm er eine Priese aus einer goldnen Dose und wandte sich an den Kutscher mit der Frage: „Was mag der Grund dieses Unfalls sein, Johann?“

„Ich glaube, Herr Professor, ich glaube, das Alter,“ pläzte Johann heraus.

Indessen war der Gefelle, welcher auch herbeigekommen, mit den gebrochenen Schrauben in die Schmiede gegangen und Walter stand am Rade und hielt es.

„Mein junger Freund, Sie haben uns einen wesentlichen Dienst geleistet,“ sagte der Professor. Walter wurde roth vor Freude, noch viel röther aber, als der Mann ein Goldstück aus der Tasche zog, um es ihm zu geben. Die Thränen traten ihm in die Augen vor Schaam. Er danke sehr, er könne kein Geld nehmen; es habe ihm so große Freude gemacht.

„Ei, ei!“ sagte der Professor und sah ihn erstaunt durch seine runde silberne Brille an.

„Papa, so werde ich unserm Lebensretter zum Danke die Hand schütteln,“ rief die Tochter Hedwig, und that es augenblicklich.

Walter schlug das Herz hoch auf vor Stolz, aber er war so befangen vor dem schönen Mädchen, daß er seine Augen nicht zu ihr aufschlagen konnte. Ihre schwarzen Augen blitzten desto schelmischer und sie hätte sich vielleicht noch eine Weile an dem Erröthen des hübschen Jungen geweidet, wenn nicht die kleine Else, welche ihm wie gewöhnlich nachgetrippelt kam, gefallen wäre und ein jämmerliches Geschrei erhoben hätte.

Walter befand sich in einem großen Dilemma, das Rad und die kleine Freundin bedurften seiner gleich sehr. Er sah so beängstigt nach dem Kinde, daß Hedwig schnell hinsprang und es aufhob.

„Walter, lieber Walter!“ schluchzte Else und beruhigte sich nicht eher, als bis er sie mit der Hand, welche er frei hatte, liebkoste, während ihr Hedwig Bonbons aus der Reisetasche holte.

Nun kam auch der Gefelle mit der fertigen Schraube und legte sie an. Schmunzelnd empfing er die reiche

Belohnung und dahin fuhren die Fremden von Walters Blicken begleitet. Langsamem Schritte und zerstreuter als sonst kehrte er zu seiner einförmigen Arbeit zurück. Zum ersten Male hatte ihn wieder eine weibliche Hand berührt so weich wie die seiner Mutter und die Sprache, in welcher er aus ihrem Munde die ersten Lehren alles höhern Strebens empfangen hatte. Es ging ihm plötzlich ein Verständniß der edleren Form auf, welche die Bildung giebt, abgesehen von ihrem Inhalt. Er konnte nicht umhin zu vergleichen mit den Personen seiner Umgebung und ihre Ausdrucksweise wie ihre Sitten erschienen ihm roher als gewöhnlich.

(Fortsetzung folgt.)

Modenbericht.

In den Moden bemerkt man jetzt einen gewissen Stillstand. Die nothwendigsten Toilettegegenstände für den Winter sind gewählt, viele Gesellschaften giebt es noch nicht, so daß man die Soirétoiletten noch nicht bewundern kann. Bis jetzt sind die schönsten Puzkleider mit Schneppe und Draperie, aber im Ganzen bilden die ausgeschnittenen Leibchen noch die Minderheit. Am liebsten hat man sie halb offen und herzförmig. Viele Leibchen, sogar für kleine Soirée, sind hochhinaufgehend, wenn auch mit sehr kurzen Ärmeln. Unten herum verziert man die Röcke mit Grecques, Kanten, Ovalen, Festons oder Bäuschchen, wenn man sie nicht ohne allen Ausputz vorzieht. Dieser Mangel an Ausputz paßt sich sehr gut zu den sogenannten Rutenkleidern, die vorn herunter mit Schleifen oder Posamentirarbeit verziert sind.

Die modischen Stoffe haben zierliche kleine und gleichförmige Muster.

Drei Kleider bemerkten wir in einer der ersten Pariser Modenhandlungen. Das eine war von grünem ungerissenem Sammet, Leibchen und Rock aus einem Stück, hinten mit Soutaschborten und Schmelz ausgeputzt, auf jeder Achsel schmal anfangend und dann größer werdend auf den Rock hinunter fortlaufend. Derselbe Ausputz auf dem kleinen Kragen mit Klappen auf der Brust, vorn auf dem Leibchen und von da, wie hinten, auf dem Rocke hinuntergehend.

Das zweite von grauem Taffet hatte unten einen Bolant, war an den Seiten offen und ließ das Unterkleid sehen; das Leibchen war hoch mit kleinem schwarzen Sammetkragen, unter welchem vier schmale Sammetstreifen begannen, die vorn bis in die Mitte der Brust gingen, während vier ähnliche hinten bis in die Mitte

des Rückens reichten. Die Aermel hatten halbe Mousquetaire-Ausschläge mit Stahlknöpfen.

Ein Ballkleid von weißem Tulle war mehrfach mit blauem Tulle in Hufeisenform besetzt und unter diesem Besatz kamen Bauschchen von weißem Tulle hervor — ein Ausputz, der zu gefallen scheint und schon mehrfach angewendet worden ist.

Die Juavenjäckchen von Tuch, Sammet oder Cashemir mit Sticereien in Seide, Schmelz und Stahlperlen oder besetzt mit Fransen, die farbige Glöckchen haben, sind noch immer sehr zahlreich.

Unter den neuen Mänteln macht der sogenannte canadische Aufsehen. Er ist von grauem oder braunem Viber aus einem Stück, sehr leicht und sehr warm und braucht weder Regen noch Zerdrückung zu fürchten. Eben so gefallen Kragen von Seidenplüsch mit einer Sticerei um den Hals und mit seidnen Bindeschnüren. Auch gefallen kurze Mäntel von Sammet, deren Kragen, Klappen, kleine Taschen und Knopflöcher mit einer Goldschnur eingefasst sind und die an den Seiten Stahlknöpfe haben. Eben solche kurze Mäntel hat man auch mit Gold- oder Schmelzsticerei.

Die Hüte sind noch immer ganz vorn auf dem Schirme sehr voll garnirt. Man sieht viel schwarze mit weißem oder ponceau, auch wohl gelbem oder braunem Ausputz.

Viele Kopspitze bestehen aus breitem gefältestem Bande oder Sammet mit einer Art kleiner Rinne oder Kamm oben auf der Stirn. Einer von schwarzem Sammet, mit Gold eingefasst, war mit goldenen Aehren verbunden und endigte hinten in einer Schleife. Andere in neapolitanischer Form sind vorn eckig und endigen in einem kleinen Schleier.

Modenblatt N^o 1.

(Nach Originalzeichnungen.)

1. Spizenhäubchen mit einer einzelnen Rose über der Stirn; Kleid von Taffet mit knappem rundem Leibchen; Berthe von schwarzen Spizen und kleiner gestickter Krage; fast ganz lange halbweite Aermel mit Besatz von schwarzen Spizen unten herum, unter denen die kleinen weißen Unterärmel hervorsehen; rosa Gürtel mit Schnalle; auf dem Rocke vorn herunter an beiden Seiten ein Besatz von rosa Taffet und schwarzen Spizen, unten aber Bolants von schwarzen Spizen; halb lange dänische Handschuhe; Schuhe.

2. Spizenhäubchen mit einer Blume über der Stirn; Kleid von schwarzem Taffet mit hohem knappem

Leibchen, das von dem Rocke nicht getrennt und wie der letztere mit Posamentirrosetten besetzt ist; ganz unten auf dem Rocke herum ebenfalls Besatz von Posamentirarbeit; weite an der Vorderseite geschligte Aermel, so daß man die bauschigen weißen Unterärmel mit langen Manschetten sieht, über welchen letztern schwarze Armbänder liegen; ganz kleiner gestickter Krage; Glacéhandschuhe; Schuhe.

3. Modische Ordnung des Haares; hellfarbiger Rock mit zwei Knopfreihen, niedrigem Krage und kleinen Ausschlägen, beide mit gesteppter Seide überzogen; halb weite Aermel ohne Ausschläge; bunte Cravatte; Weste mit Shawlkrage; halbweite Beinkleider; Stiefeln mit hohen Absätzen.

4. Hut von Sammet mit absteheudem Barte und Ausputz darauf, während über dem Kopfe eine violette Fanchon liegt; schwarze Bindebänder; violettes Kleid mit knappem, hohem, rundem Leibchen und Ausputz von schwarzen Sammetblättern, die sich auch unten auf dem Rocke herum in doppelter Reihe wiederholen; modischer Mantel mit hängenden Aermeln, Capuchon und großem Krage, mit Borte in kleinen Bogen besetzt; Glacéhandschuhe; Stiefelchen.

5. Negligéanzug eines alten Herrn.

Stahlisch N^o 1.

Anna Eggeling,

herzoglich Braunschweig. Oberhofopernsängerin.

(Nach einer Photographie.)

Die junge Künstlerin, welche erst seit etwa vier Jahren der Bühne angehört, leistet namentlich in den höheren Soubrettenpartien der komischen Oper, die sie mit liebenswürdiger Schalkhaftigkeit und grazioser Gewandtheit giebt, ganz Vorzügliches. Ihre Vielseitigkeit befähigt sie jedoch auch zu ersten Partien, wie Giulietta, Agathe u., die sie sowohl in Braunschweig als bei ihren Gastspielen in Berlin und Hamburg mit größtem Erfolge sang. In letzterer Stadt war sie eine der ersten Dinorah-Sängerinnen und rivalisirte als solche mit großem Glück mit der gefeierten Frassini. Zur Nachfolgerin der Tuczek von der kgl. Hoftheaterintendanz zu Berlin ausersehen, wurde die junge Künstlerin durch einen zehnjährigen Contract der Braunschweiger Hofbühne erhalten, zu deren beliebtesten Mitgliedern sie mit Recht gehört.

ad wie
; unten
nentir-
el, so
langen
e Arm-
éhand-

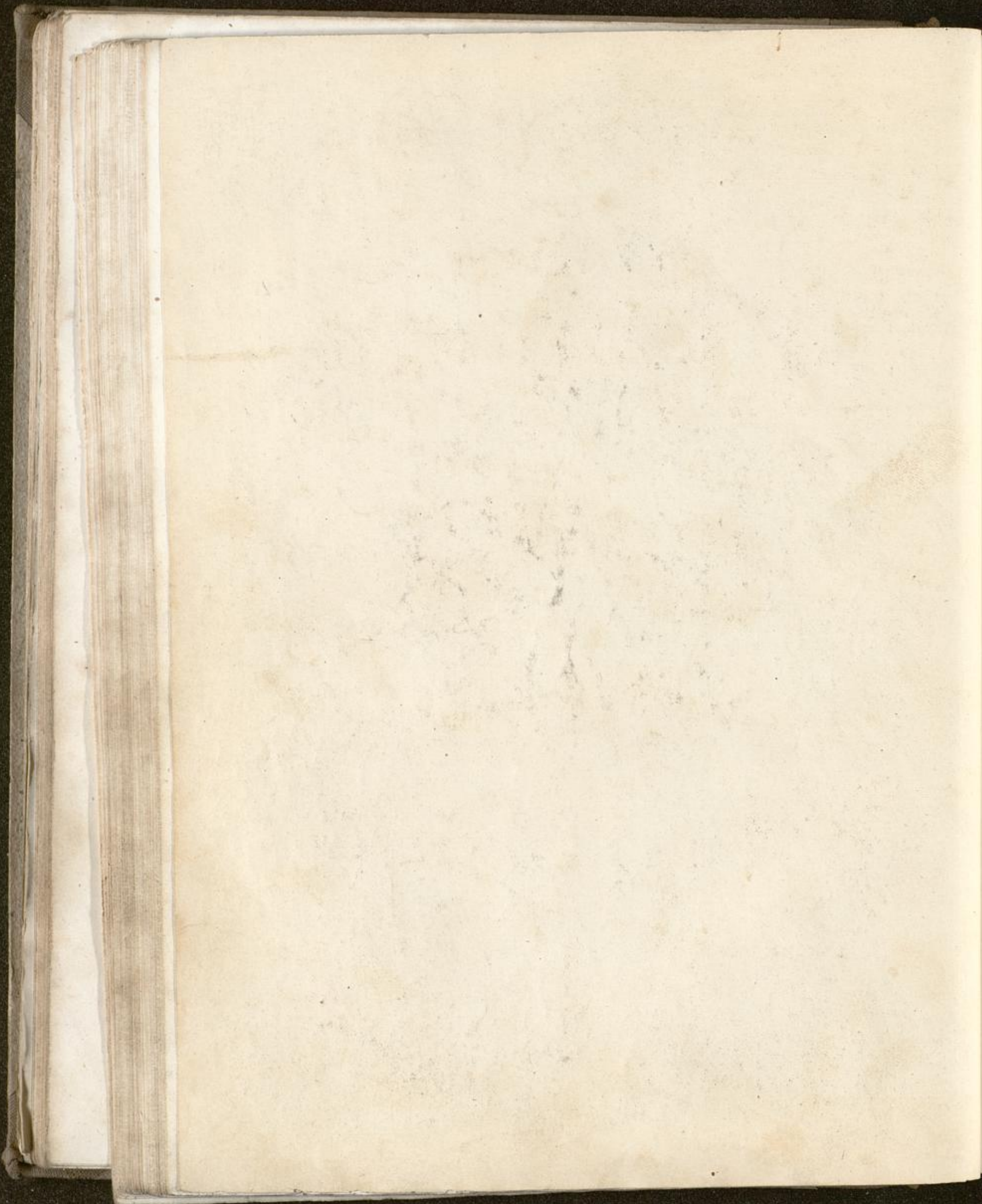
farbiger
kleinen
rzozen;
ravatte;
Stie-

erte und
violette
leid mit
at; von
auf dem
tobischer
großem
acehand-

twa vier
h in den
die sie
öser Ge-
elfseitigkeit
Giulietta,
s bei ih-
größtem
e der er-
solche mit
zur Nach-
rintendanz
erin durch
iger Hof-
n sie mit

d in Leipzig.







Nach einer Photographie

Stich v. Pruck u. Weger in Leipzig

Anna Czajkowsky

Verlag v. Baumgarten's Buchh.

